

Michael Schneider

## Zum »Tag des Judentums«

(Radio Horeb, 17. Januar 2017)

Daß Jesus in und aus dem Glauben Israels verstanden werden muß, haben Juden wie Pinchas Lapide († 1997) und Schalom Ben-Chorin († 1999) und David Flusser († 2000) sehen gelehrt; sie erschlossen Jesus als Juden für das Judentum. Auch die Evangelien betonen, daß er ein Jude war, und legen an vielen Stellen markant dar, wie kompetent er sich die Grunddaten jüdischer Theologie zu eigen gemacht hat. Doch den neuen Wein füllt er in neue Schläuche (Mk 2,22 par.). Etwas wirklich Neues leuchtet in allem, was er lebt und lehrt. Vor allem ist es seine einzigartige Beziehung zum Vater, seine Verbindung zu Gott<sup>1</sup>; sie macht den Grundinhalt seines Lebens und Lehrens aus. Seine Person ist derart eng mit dem »Vater« verbunden, daß seine Gegner das erste Gebot in Frage gestellt sehen. Obgleich Jude wie die anderen, beansprucht er für sich die Vollmacht Gottes und setzt sie in die Tat um.

Ansonsten betet er wie jeder Jude und erfüllt seine Pflichten, die ihm sein jüdischer Glaube auferlegt. Selbst das Vaterunser ist ein jüdisches Gebet; er lehrt es als Jude seinem Volk, und Juden haben es zuerst gebetet; kann doch sein ganzer Inhalt Gebet eines Juden sein.<sup>2</sup> Während seines Lebens betet Jesus gerne in Einsamkeit und Zurückgezogenheit, gegen Ende seines Lebens wird sein Beten vernehmbarer und lauter: Bei Johannes verrichtet er vor seinem Leiden sein Hohepriesterliches Gebet, das sich bis zum Schrei am Kreuz steigert; nun betet er als Jude die Psalmen, bezieht sie auf sich bezieht, um sie so zu erfüllen und zu vollenden. Dies alles läßt nach der inneren Einheit von Altem und Neuen Bund fragen, wie sie gerade in Jesu Beten zum Ausdruck kommt.

### 1. Die Frage nach der Einheit des Bundes

Im *Alten Testament* besagt »Bund«, so *Lothar Perliitt*<sup>3</sup>, die Selbstverpflichtung Jahwes, mit der er sich an sein Volk bindet. Es ist kein gegenseitiger Bund, sondern eine Stiftung Gottes (hebr. »berit«). Ausdruck all dessen ist die »Tora«, wobei beide Begriffe, also »berit« und »tora«, einander deuten.<sup>4</sup> Der Selbstverpflichtung Jahwes entspricht die Selbstverpflichtung Israels auf die Tora. In der Priesterschrift erfolgt insofern eine Korrektur des deuteronomistischen Konzepts, als sie betont,

---

<sup>1</sup> Wobei an dieser Stelle und in den weiteren Ausführungen wohl richtiger der Terminus »Adonai« zu verwenden ist.

<sup>2</sup> Ebenso bediente sich später auch die frühchristliche Liturgie vieler jüdischer Gebete und Riten.

<sup>3</sup> L. Perliitt, *Bundestheologie im Alten Testament*. Neukirchen 1969.

<sup>4</sup> Vgl. H. Graf Reventlow, *Zwischen Bundestheologie und Christologie. Überlegungen eines christlichen Alttestamentlers zur Biblischen Theologie*, in: C. Dohmen und T. Söding (Hgg.), *Eine Bibel - zwei Testamente*. Paderborn 1995, 115-130.

daß beide Vertragspartner nicht miteinander verglichen werden können, denn Gottes Selbstverpflichtung ist ewig, unkündbar. Jer 31,31-34 kündigt einen »neuen Bund« an; denn der alte Bund wurde gebrochen, so daß Jahwe einen neuen stiften wird<sup>5</sup>, nun aus reiner Gnade und ohne Voraussetzungen seitens des Volkes. Jahwe schreibt seine Tora in die Herzen der Menschen, so daß sie den Bund fortan nicht mehr brechen.

Das *Neue Testament* entfaltet eine Theologie des Bundes besonders im Bericht des Herrenmahls (Mk 14,24; Mt 26,27f.; Lk 22,20; 1 Kor 11,25) und in den Briefen des Apostels Paulus (1 Kor 11,25; 2 Kor 3,6; Gal 3,15-25), ganz zentral und ausführlich aber im Hebräerbrief (bes. 8,1-10,18). Nach Gal 6,2 macht Christus den Menschen nicht »gesetzlos«; er selbst ist die Tora, so daß sich das Gesetz in ihm als die konkrete Gestalt der Gnade erweist. In Joh 1,17 heißt es darum, daß das Gesetz durch Mose gegeben wurde, »die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus«. Wort und Tora unterscheiden sich insofern, als das Wort Fleisch geworden ist und der Sohn insofern mehr ist als die Tora und deren Interpretation.

Die christliche Theologie hält an der Einheit der beiden Testamente und der ihnen zugrunde liegenden Heilsgeschichte fest, da der Gott Jesu kein anderer ist als der Gott Israels. Die Einheit beider Testamente ist theo-zentrisch begründet.

#### a. Dogmatisch<sup>6</sup>

Nach *Joseph Ratzinger* ist der Sinaibund »streng auf das Volk Israel bezogen; er gibt diesem Volk eine Rechts- und Kultordnung (beides ist untrennbar), die als solche nicht einfach auf alle Völker ausgedehnt werden kann«; Paulus habe dies klar herausgestellt: »In der Sicht des alttestamentlichen Gläubigen ist das Gesetz selbst die konkrete Gestalt der Gnade. Denn Gnade ist es, Gottes Willen zu erkennen; heißt: die Welt verstehen; heißt: wissen, wohin es geht. Es bedeutet, daß wir aus dem Dunkel unseres endlosen Fragens befreit sind, daß das Licht gekommen ist, ohne das wir nicht sehen und gehen können. 'Keinem anderen Volk hast du deinen Willen kundgetan': Für Israel, jedenfalls in seinen besten Vertretern, ist das Gesetz das Sichtbarwerden von Gottes Antlitz und damit die Möglichkeit, richtig zu leben. [...] Von da aus ist zu verstehen, was Paulus meint, wenn er in Galater 6,2 - jüdischer Hoffnung folgend - von der Tora des Messias, der Tora Christi spricht: Auch nach Paulus macht der Messias, macht Christus den Menschen nicht gesetzlos und rechtlos. Kennzeichnend für den Messias als den größeren Mose ist es vielmehr, daß er die endgültige Auslegung der Tora bringt [...] Die Tora des Messias ist der Messias, Jesus selbst.«<sup>7</sup> Er ist der Wille des Vaters in Person, und insofern können wir sagen: Jesus ist die Tora in Person.

---

<sup>5</sup> W. Groß, Neuer Bund oder Erneuerter Bund. Jer 31,31-34 in der jüngsten Diskussion, in: B.J. Hilberath und D. Sattler (Hgg.), Vorgeschmack (FS Th. Schneider). Mainz 1995, 89-114.

<sup>6</sup> B. Meyer, Christologie im Schatten der Shoah - im Lichte Israels. Der amerikanische und der deutsche Diskurs am Beispiel von Paul van Buren und Friedrich-Wilhelm Marquardt, Heidelberg 2002; P. Hünermann / T. Söding (Hgg.), Methodische Erneuerung der Theologie. Konsequenzen der wiederentdeckten jüdisch-christlichen Gemeinsamkeiten, Freiburg 2003; H. Hoping, Einführung in die Christologie, Darmstadt 2004, 147-162.

<sup>7</sup> J. Ratzinger, Die Vielfalt der Religionen und der Eine Bund. Bad Tölz 1998, 70-72.

Der im Jahr 2007 verstorbene französische Kardinal *Jean Marie Lustiger* († 2007), der sich als Jude in seiner Jugend taufen ließ und bis zuletzt ein großer Freund Papst Johannes Pauls II. war, betont gleichfalls, daß Christus die Tora nicht abgeschafft hat; wer sie lebt und erfüllt, stehe in der Gemeinschaft mit Christus. Israel bleibe das »Volk Gottes«, während die Kirche, wie Erich Zenger<sup>8</sup> darlegt, weder »Volk Gottes« noch »das neue Volk Gottes« ist, sondern »Leib Christi«.

Nach Meinung Lustigers finden die Israeliten, die Jesus nicht als den Christus bekennen, durch die Befolgung der Tora zur Gemeinschaft mit ihm, wie das von Paulus verwendete Bild vom »Ölbaum« die aus Juden- und Heidenchristen gebildete Gemeinschaft zum Ausdruck bringt. Insofern der wilde Zweig auf den echten Ölbaum aufgepfropft ist, geschehe hier etwas, was das Gegenteil zum Tun eines Gärtners ist, der einem wilden Stamm einen edlen Schößling einpflanzt. Doch die Heiden seien wie ein wildes Schoß auf den edlen Ölbaum, die Juden, aufgepfropft.<sup>9</sup> Erst am Ende der Zeiten könne von dem einen Gottesvolk gesprochen werden, nicht indem die Christen dem ausgewählten Volk integriert würden, sondern dadurch, daß die Israeliten durch Befolgung der Tora zur Gemeinschaft mit Christus gelangen. Israel selbst brauche aber seine Erwählung nicht eigens zu begründen, wohl habe es sie zu beantworten: »Das wird schon darin deutlich, daß ein Jude immer Jude bleibt - auch dann, wenn er seinen Glauben nicht praktiziert oder gar als Irrtum ausgibt.«<sup>10</sup> Am Ende der Zeiten wird es dann, wie Jean Marie Lustiger darlegt, das eine Gottesvolk geben, nicht indem die Christen nun dem Volk Israel integriert würden, sondern weil die Israeliten durch Befolgung der Tora in die Gemeinschaft mit Christus gefunden haben.

Aaron Jean Marie Lustiger sagt von sich, daß er durch seine Hinkehr zum Christentum nicht aufgehört habe, jener Jude zu sein, der er einmal war. Für ihn ist Christus die »Bestimmung« - nicht die »Erfüllung« oder der »Ersatz« -, auf die die Geschichte Israels hinläuft. »Bestimmung« besagt, daß etwas nicht aufhört zu sein, was es ist, und in diesem Sinn ist das Judentum nach Jean Marie Lustiger in der Tat die Wurzel des Christentums: Christus »wird nicht als ein Ersatz für Israel bezeichnet, sondern als die Verwirklichung der Berufung Israels.«<sup>11</sup> Hier zeigt sich für Jean Marie Lustiger ein Grundgesetz der Heilsgeschichte, die zur Konkretion drängt und in Christus ihre ganze Ausdrücklichkeit erhalten hat. Wenn also ein Jude die Tora wirklich befolgt, sei er unterwegs zu Christus, der sich selbst ganz von Gottes Gesetz und Willen bestimmen ließ: »Die Tora ist seit Ostern mehr als vor Ostern. Sie ist ähnlich wie die sieben Sakramente der Christenheit ein von Christus untrennbares Realsymbol der Gemeinschaft mit Gott. Denn wer sie nicht nur äußerlich befolgt oder zum Mittel seiner Selbstrechtfertigung degradiert; wer sie wie Jesus als Gnade des Vaters versteht, der wird durch ihre Inkarnation in das eigene Leben christusförmig - auch dann, wenn er Jesus nicht als den Christus bekennt. Denn Christus hat die Tora nicht aufgehoben, sondern durch sein Leben und Sterben fortbestimmt zu einem Sakrament der Gemeinschaft mit dem

---

<sup>8</sup> E. Zenger, Israel und Kirche im einen Gottesbund? Auf der Suche nach einer für beide akzeptablen Verhältnisbestimmung, in: Kul 6 (1991) 99-114, hier 107.

<sup>9</sup> J.-M. Lustiger, Wagt den Glauben. Einsiedeln 1986, bes. 41ff.: »Unsere jüdischen Wurzeln«.

<sup>10</sup> K.-H. Menke, Jesus ist Gott der Sohn. Denkformen und Brennpunkte der Christologie, Regensburg 2008, 473.

<sup>11</sup> J.-M. Lustiger, Die Verheißung vom Alten zum Neuen Bund. Augsburg 2003, 78.

Vater«<sup>12</sup>

Jesus setzt, wie Jean Maria Lustiger des öfteren betont, die Tora nicht außer Kraft, sondern legt sie in ihrem wahren Sinn offen, so daß, wer die Erwählung Israels nicht anerkennt, auch die Erwählung Christi nicht anerkennt: »Und das heißt unfähig zu sein, die eigene Erwählung anzuerkennen.«<sup>13</sup> War die Tora vor Christus der Inhalt eines zerbrechlichen Bundes, ist sie mit ihm das Sakrament eines ewigen Bundes. Würden die Christen nach dem Gesetz Christi leben, welches das Gesetz der Tora ist, könnten die Juden an den Christen erkennen, daß Christus der verheißene Messias ist.

Israel macht wohl die Erfahrung, daß es menschlich unmöglich ist, die Gebote treu zu erfüllen; doch Jahwe verspricht, Israel sein Herz zu ändern und es aus Gnade zu befähigen, die Gebote zu halten (Jer 31,31-34); er wird seinen Geist in das Herz seines Sohnes Israel legen, wie es sich mit dem Kommen Christi und des Heiligen Geistes erfüllt: »Das Neue Testament ist nichts anderes als das *Deuteronomium*, bis auf einen Unterschied: Das, was als Verheißung gegeben ist, wird von Jesus überdies als erfüllt dargestellt.«<sup>14</sup> So wird kein Gesetz durch ein anderes ersetzt, vielmehr ist das »neue Gesetz« die Neuheit des Heiligen Geistes, der das Herz der Gläubigen erfüllt. Es gibt nur eine Weise, Gottes Willen zu tun, nämlich die Gebote zu erfüllen. Israel ist also das Licht der Welt nur, insofern es das Gesetz beobachtet; Jesus sagt aber von sich selbst: »Ich bin das Licht der Welt« (Joh 8,12; 9,5; 11,9), denn in ihm erkennt der Mensch, wie er das Gute zu tun vermag. Während der Satan den Menschen geistlich tötet, vergibt Gott ihm und schenkt ihm das Leben wieder; fortan aber hat er selbst barmherzig zu sein, wie der Vater im Himmel barmherzig ist; so wird der Mensch nicht mehr »töten«, ahmt er doch die Barmherzigkeit des Vaters nach.

Worin besteht nun nach Jean Marie Lustiger die spezifische Sendung Israels in der Begegnung mit dem Christentum? Jesajas (54,1-3; 55,5) spricht von den Heiden, die dem Volk beigesellt werden: »Ihr wart nicht mein Volk; nun gehört ihr zu ihm, ihr seid das Volk, das Gott sich erworben hat.« Statt von einem Austausch ist hier die Rede von einem Beigesellen zum Volk, das vollständig von Gott abhängt: Durch Christus werden Söhne und Töchter aus allen Völkern der Erwählung und Sendung Israels beigesellt. Gewiß, es handelt sich zwar um eine Hoffnung der Endzeit; aber im Glauben an Christus kehren die Heiden schon jetzt ihren Götzen den Rücken, um den wahren Gott zu erkennen, und zwar den Gott Israels. Dies aber ist, so Jean Marie Lustiger, ein Hoffnungszeichen für Israel selbst, erhalten doch auf diese Weise auch die Heiden Anteil an der Israel verheißenen Heiligkeit. Die Heiligkeit der Christen aber muß weit größer sein als die der Schriftgelehrten und Pharisäer (vgl. Mt 5,20), was jedoch nicht heißt, daß deren Heiligkeit bloß Schein war; doch die Christen sollen sie noch übertreffen. Auf diese Weise können die Christen Israel ermahnen und ein vernehmbares Zeichen jener Gnade geben, die dem erwählten Volk zuteil geworden ist.

---

<sup>12</sup> K.-H. Menke, *Jesus ist Gott der Sohn*, 521.

<sup>13</sup> J.-M. Lustiger, *Die Verheißung*, 129.

<sup>14</sup> J.-M. Lustiger, *Die Verheißung*, 27.

Die Christen wiederum haben die Juden als die lebendigen Zeugen für eine historische, einzigartige Wirklichkeit anzusehen, welche durch keine andere, gleichsam neutrale und zeitenthobene (beispielsweise eine andere Kultur oder Weisheitsliteratur) ersetzt werden kann. Vielmehr erhalten die Heiden wie auch die Christen Zugang zur Gnade nur, wenn sie anerkennen, daß Israel sie als erstes erhalten hat: »Die Heiden müssen in Jesus die Israel geschenkte Gnade erkennen, weil sie daran Anteil haben, und Israel muß die Hoffnung empfangen, die in den Wundern angezeigt wird, die Gott bei den Heiden wirkt. So empfängt der eine vom anderen das Zeugnis der ungeschuldeten Gnade, die ihm zuteil wird.«<sup>15</sup>, aber gemäß Lk 15,11-32: »Der jüngere Sohn, der zurückkehrt, mußte für den älteren ein Zeichen sein. Dafür muß der jüngere aber sagen: 'Vater, ich habe gesündigt.' Dann empfängt er einen Überfülle an Gnade, und diese Gnade muß für den älteren Sohn ein Zeichen der Überfülle an Gnade sein, die ihm, auch ihm geschenkt ist: 'Du bist immer bei mir.' Hier besteht die Logik der Überfülle, die Gott in der Heilsgeschichte ins Werk setzt, auf einfache, klare, naive Weise aufgezeigt.«<sup>16</sup> Die Reichtümer, die Christus den Christen eröffnet, hat Israel bereits empfangen, wie Cardinal Lustiger nochmals hervorhebt: »In Christus sind sie sowohl den Juden als auch den Heiden angeboten, wie eine Gnade, auf radikal neue Weise. Es ist normal, daß der Jünger Christi diese Reichtümer mit neuem Blick entdeckt: er erkennt in ihnen eine Erfüllung und eine Neuheit, die ihm unzugänglich geblieben wären, hätte er nicht geglaubt, daß Jesus der Messias ist.«<sup>17</sup>

Am Kreuz erschließt Christus den Heiden die Schätze Israels und schenkt zugleich ein neues Licht auf sein eigenes, tiefstes Geheimnis. Schon im Alten Bund formte er sein Volk, denn bevor er ein Mensch wie wir wurde, erschien er in der Tradition seines Volkes; ihr gibt er dann durch sein Leben und seine Taten, so Jean Marie Lustiger, die endgültige Gestalt und einen vollkommenen Ausdruck. So vollendet sich in Jesus die Bundesgeschichte, da er die Vater-Sohn-Relation Jahwes zu Israel endgültig offenbart. Diese Vater-Sohn-Relation zwischen Jahwe und seinem Volk ist durch ihn nun allen Menschen zugänglich geworden, auch den Heiden. So offenbart er in der Fülle der Zeit die universale Bedeutung der Sohnschaft Israels (Röm 1,3; 9,5; Apg 3,25) als Berufung aller Menschen zur Teilnahme an seinem Sohnesverhältnis zum Vater und wurde so zum Mittler des eschatologischen Bundesvolkes, nämlich der »Kirche aus Juden und Heiden«. Im Sohnesverhältnis Jesu zum Vater vollendet sich die Offenbarung der Sohnesbeziehung Israels und der ganzen Menschheit zu Gott, der sein eigenes Wesen offenbart in der Hin- bzw. Weggabe seiner selbst an den Sohn und den Heiligen Geist.

Die Ausführungen von Joseph Ratzinger und Jean Marie Lustiger zeigen beispielhaft, wie es zu einer neuen Besinnung auf das Verhältnis von Judentum und Christentum gekommen ist, nicht nur abstrakt-begrifflich, sondern ausbuchstabiert an dem Faktum, daß der eingeborene Menschensohn ein Jude war. Im Folgenden soll kurz gezeigt sein, wie die neue Bewertung dessen, daß Jesus ein

---

<sup>15</sup> J.-M. Lustiger, Die Verheißung, 115f.

<sup>16</sup> J.-M. Lustiger, Die Verheißung, 116.

<sup>17</sup> J.-M. Lustiger, Die Verheißung, 117.

Jude war, auch in den offiziellen Verlautbarungen der Kirche ihren Niederschlag gefunden hat.

## 2. Neue Perspektiven

In den Pontifikaten der letzten Jahrzehnte läßt sich ebenfalls eine neue Sicht des Verhältnisses von Israel und Kirche feststellen, und zwar begründet damit, daß der eingeborene Gottessohn Jude war; er ist nicht nur Mensch, sondern Jude geworden.

### b. Neue Verlautbarungen

Die Annäherung zwischen den Christen und Juden nahm in den letzten Pontifikaten eine immer deutlichere Form an.<sup>18</sup> Kurz vor der Reichskristallnacht betonte *Papst Pius XI* 1938: »Geistlich gesehen sind wir alle Semiten.« Als Dank für das Wirken von *Papst Pius XII* für die Juden in Rom nahm der römische Oberrabbiner Zolli bei seiner Taufe den Namen Eugenio an. *Papst Johannes XXIII* trug während seiner Zeit als Apostolischer Delegat in der Türkei nicht unwesentlich zur Rettung jüdischer Flüchtlinge bei; sein ausdrücklicher Wunsch war es, daß das Konzil sich mit der Beziehung der Kirche zu den Juden beschäftigte, was am 28. Oktober 1965 zur Erklärung »Nostra aetate« führte. 1964 besuchte *Papst Paul VI* als erster Papst das Land Israel; überdies war er mit dem jüdischen Historiker Jules Isaak und dem Rabbi Abraham Joshua Heschel freundschaftlich verbunden, die beide die Endredaktion von »Nostra Aetate« wesentlich beeinflussten. An dem Trauergottesdienst für *Papst Johannes Paul II* im April 2005 nahmen zahlreiche Juden aus aller Welt teil. Er bezeichnete 1986 bei seinem Besuch der Großen Synagoge in Rom die Juden als die »bevorzugten und älteren Brüder« und sprach 2000 bei seinem Besuch der Klagemauer eine Vergebungsbitte aus. Der Oberrabbiner Metzger aus Israel sah das Pontifikat von *Papst Benedikt XVI* als Höhepunkt im theologischen Dialog zwischen Kirche und dem Oberrabbinat in Israel. *Papst Franziskus* bezeichnete das Volk des Bundes und seinen Glauben als »eine heilige Wurzel der eigenen christlichen Identität«; deshalb sollten künftig die christliche wie auch die rabbinische Weise der Lektüre der heiligen Schriften des alten Bundes in einen Dialog gebracht werden.<sup>19</sup> In all diesen Hinweisen und Äußerungen der letzten Päpste zeigt sich eine neue Bewertung der Tatsache, daß Jesus ein Jude war und die Kirche seinetwegen bleibend mit dem Judentum verbunden ist.

Am 3. Dezember 2015 unterzeichneten 50 jüdische Rabbiner ein Schreiben über die jüdisch-christlichen Beziehungen unter dem Titel: »*Den Willen unseres Vaters im Himmel tun: Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen*«. Ausgangspunkt ist, daß die Juden und Christen »nach zwei Jahrtausenden der Feindseligkeit und Entfremdung« nun »zusammenarbeiten« sollen, »um den moralischen Herausforderungen unserer Zeit zu begegnen«, wie es in den Einleitungs-

---

<sup>18</sup> Vgl. zum Folgenden B. Dolna, *Gemeinsam in der Kraft der Liebe. Ein Überblick über die jüdisch-katholischen Beziehungen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil*, in: Die Tagespost vom 27. Mai 2014, S.18.

<sup>19</sup> Papst Franziskus, *Evangelii gaudium*, Nr. 247.

worten heißt. Gewürdigt wird, daß mit »Nostra Aetate« ein »Aussöhnungsprozeß zwischen der katholischen Kirche und dem Judentum« begann, so daß man sich jetzt als »Brüder« bezeichnen darf (2) und keiner von beiden »Gottes Auftrag in dieser Welt alleine erfüllen« kann (3). Unter Bezug auf Maimonides und Jehudah Halevi wird hervorgehoben, »daß das Christentum weder ein Zufall noch ein Irrtum ist, sondern göttlich gewollt und ein Geschenk an die Völker. Indem Er Judentum und Christenheit getrennt hat, wollte G-t (sic!) eine Trennung zwischen Partnern mit erheblichen theologischen Differenzen, nicht jedoch eine Trennung zwischen Feinden« (3). Juden und Christen hätten »viel mehr gemeinsam, als was uns trennt« (4), habe Jesus doch »der Welt eine doppelte Güte zuteil werden« lassen: Er stärkte die Tora des Mose »in majestätischer Art« und betonte ihre »Unveränderlichkeit«, wie er auch »die Völker auf die sieben Noachidischen Gebote« verpflichtete« (3). Zudem würden die Christen die jüdische Bibel als Buch gö-ttlicher (sic!) Offenbarung akzeptieren.

Am 10. Dezember 2015 veröffentlichte die »Kommission für die Religionen der Beziehungen mit den Juden« das Schreiben »*Denn unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt (Röm 11,29). Reflexionen zu theologischen Fragestellungen in den katholisch-jüdischen Beziehungen aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums von 'Nostra Aetate' (Nr. 4)*«. Hauptthemen dieses Schreibens sind: die spezifische Sonderstellung der jüdisch-katholischen Beziehungen innerhalb des interreligiösen Dialogs aufgrund der Offenbarung im Alten und Neuen Bund, der ungekündigte Bund Gottes mit Israel und daraus sich ergebend die Frage nach dem »Evangelisierungsauftrag im Verhältnis zum Judentum, ferner die Gemeinsamkeiten in der Liturgie wie auch grundsätzlich die jüdischen Wurzeln des christlichen Glaubens. Der jüdische Glaube ist für die Christen keine andere Religion, sondern das Fundament ihres eigenen Glaubens. Deshalb führt das Christentum mit dem Judentum keinen »inter-religiösen«, sondern einen »intra-religiösen« oder »innerfamiliären Dialog« (Art. 20).

Das Schreiben geht davon aus, daß Christentum und Judentum unwiderruflich und unverbrüchlich aufeinander angewiesen bleiben, so daß der theologische Dialog zwischen beiden unerlässlich ist. Ohne ihre jüdischen Wurzeln würde die Kirche die Verankerung in der Heilsgeschichte verlieren, ja, zu einer Art Gnosis entarten. Die Begründung für die Kontinuität zwischen Altem und Neuem Bund liegt darin, daß Gottes Berufung unwiderruflich und nie aufgekündigt ist. Das Judentum bildet keine andere Religion, die Juden sind vielmehr die »älteren Brüder« (Papst Johannes Paul II.), die »Väter im Glauben« (Papst Benedikt XVI.). Christen und Juden sind »zwei Geschwister«, die zueinander gehören, selbst wenn sie sich je unterschiedlich weiterentwickelt haben.

Darum unterscheidet sich der Dialog zwischen Juden und Christen wesentlich von dem mit anderen Religionen: Er »kann nur im analogischen Sinn als 'inter-religiöser Dialog' bezeichnet werden, also als ein Dialog zwischen zwei in sich geschiedenen und verschiedenen Religionen. Es stehen sich nicht zwei grundsätzlich andersartige Religionen gegenüber, die sich unabhängig voneinander ohne gegenseitige Beeinflussung entwickelt haben.« (Art. 15).

Diese grundsätzlichen Ausführungen werden im Schreiben der »Kommission für die Religionen der Beziehungen mit den Juden« weiter konkretisiert. Jesus sei als Jude ein Nachkomme Abrahams,

ein Sohn Davids und Erbe der Propheten gewesen und sei von der jüdischen Tradition seiner Zeit, in der er lebte, geprägt worden; ebenso kamen seine ersten Jünger aus dem Judentum. So seien die Schriften des Alten Bundes ein integraler Bestandteil des Judentums *und* des Christentum. Aus christlicher Perspektive erfüllt Jesus alle Erwartungen Israels, »gleichzeitig aber überschreitet und transzendiert er sie in eschatologischer Hinsicht. In der Frage, *wie* die Gestalt Jesu zu beurteilen ist, besteht der Fundamentalunterschied zwischen Judentum und Christentum. [...] Der Konflikt zwischen Jesus und den jüdischen Autoritäten seiner Zeit geht letztlich nicht um eine einzelne Gesetzesverletzung, sondern um den Anspruch, in göttlicher Autorität zu handeln. Die Gestalt Jesu ist und bleibt also für Juden der 'Stein des Anstoßes', der zentrale und neuralgische Punkt im jüdisch-katholischen Dialog« (Art. 14).

Zwar hätten sich die Christen schon zur Zeit des Apostels Paulus von den Juden abgesetzt, die endgültige Loslösung der Kirche von der Synagoge dauerte bis ins dritte und vierte Jahrhundert. Deshalb empfanden es die Judenchristen der ersten Zeit nicht als Widerspruch, entsprechend der jüdischen Tradition zu leben und dennoch Jesus als den Christus zu bekennen (Art. 16). Zur Gegenüberstellung von Christentum und Judentum kam es, wie das Papier herausstellt, vor allem aufgrund der Substitutionstheorie, die schon in der Zeit der Kirchenväter immer deutlichere Züge annimmt; erst »Nostra aetate« Nr. 4 habe wesentlich zu einer Entschärfung im theologischen Antagonismus beigetragen. Im 18. Artikel geht das Dokument eigens auf die Substitutionstheorie ein, welche zuweilen im Hebräerbrief ausfindig gemacht wird. Doch der Brief ist, so heißt es, an »Christen jüdischer Herkunft gerichtet, die müde und unsicher geworden sind. Sein Ziel sei es, ihren Glauben zu stärken und zum Durchhalten zu ermutigen, indem er auf Jesus Christus als den wahren und endgültigen Hohenpriester, den Mittler des Neuen Bundes, verweist«. Um die Gegenüberstellung zwischen dem veralteten ersten und dem ewigen zweiten Bund zu verstehen (vgl. Hebr 8,7-13; 9,15; 12,24; 13,20), muß man beachten, daß der Brief speziell auf die Verheißung eines neuen Bundes in Jer 31,31-34 verweist (Hebr 8,8-12): »Das zeigt, daß der Hebräerbrief die Verheißungen des Alten Bundes keineswegs ins Unrecht, sondern im Gegenteil ins Recht setzen will. Der Verweis auf die alttestamentlichen Verheißungen soll den Christen helfen, des Heils in Christus gewiß zu sein. Es geht im Hebräerbrief also nicht um eine Gegenüberstellung von Altem und Neuem Bund, wie wir dies heute verstehen, auch nicht um einen Kontrast zwischen Kirche und Judentum. Vielmehr geht es um die Gegenüberstellung des ewigen himmlischen Priestertums Christi und des vergänglichen irdischen Priestertums.« Es handelt sich also um eine christologische Interpretation des Neuen Bundes, ähnlich wie sie Röm 9-11 entwirft. Unter Bezug auf die Aussage des Apostels, daß Israels Berufung »unwiderruflich« ist (vgl. Röm 11,29), heißt es sodann: »Daß die Juden Anteil an Gottes Heil haben, steht theologisch außer Frage, doch wie dies ohne explizites Christusbekenntnis möglich sein kann, ist und bleibt ein abgrundtiefes Geheimnis Gottes. Es ist deshalb kein Zufall, daß Paulus seine heilsgeschichtlichen Reflexionen in Röm 9-11 über die endgültige Rettung Israels auf dem Hintergrund des Christusmysteriums in eine großartige Doxologie münden läßt: 'O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unergründlich sind seine Entscheidungen, wie unerforschlich seine Wege!'« (Röm 11,33)« (Art. 36).



Schon in der Berufung Abrahams (Gen 12ff.) läßt sich die Universalität des göttlichen Heilsplans erkennen: Um sich selbst zu offenbaren und alle, die von der Sünde erlöst sind, zu einem einzigen Volk zu sammeln, sondert Gott mit Abraham sein Volk aus, eine Erwählung, die als solche nie zurückgenommen wird. Auch wenn die Kirche das neue Gottesvolk ist (Nostra aetate Nr. 4), ersetzt sie nicht Israel, »denn als auf Christus gegründete Gemeinschaft stellt sie in ihm die Erfüllung der an Israel ergangenen Verheißungen dar. Das heißt nicht, daß das nicht zu solcher Erfüllung gelangte Israel nicht mehr als Volk Gottes betrachtet werden könnte. 'Gewiß ist die Kirche das neue Volk Gottes, trotzdem darf man die Juden nicht als von Gott verworfen oder verflucht darstellen, als wäre dies aus der Heiligen Schrift zu folgern' (Nostra aetate Nr. 4)« (Art. 23).

Für den jüdisch-christlichen Dialog bleibt der Bund Gottes mit Abraham insofern konstitutiv, als der Vater des Volkes Israel auch der Vater im Glauben der Christen ist: »Die Christen sind von daher auch überzeugt, daß durch den Neuen Bund der Abrahamsbund jene Universalität für alle Völker erhalten hat, die ursprünglich bereits im Ruf an Abram intendiert gewesen ist (vgl. Gen 12,1-3). Dieser Rückbezug zum Abrahamsbund ist für den christlichen Glauben so konstitutiv, daß die Kirche ohne Israel in Gefahr stünde, ihre heilsgeschichtliche Verortung zu verlieren. Umgekehrt können Juden im Blick auf den Abrahamsbund zur Einsicht kommen, daß Israel ohne die Kirche in der Gefahr steht, partikularistisch zu werden und die Universalität seiner Gotteserfahrung nicht genügend wahrzunehmen. In diesem grundlegenden Sinn bleiben Israel und Kirche bundesgemäß miteinander verbunden und aufeinander angewiesen« (Art. 33).

Sodann wird der Bund mit Abraham in Beziehung gesetzt zum Bund mit Noe und am Berg Sinai, denn zwischen beiden ist eine innere Kontinuität zu erkennen: »Der Bund mit Abraham, dessen Zeichen die Beschneidung ist (vgl. Gen 17), und der auf Israel beschränkte Bund mit Mose, der zum Gehorsam gegenüber dem Gesetz (vgl. Ex 19,5; 24,7-8) und im besonderen zur Observanz des Sabbats verpflichtet (vgl. Ex 31,16-17), hatte sich im Bund mit Noah, dessen Zeichen der Regenbogen ist (vgl. Verbum Domini 117), auf die ganze Schöpfung erstreckt (vgl. Gen 9,9ff.). Durch die Propheten verspricht Gott wiederum einen neuen und ewigen Bund (vgl. Jes 55,3; 61,8; Jer 31,31-34; Ez 36,22-28). Jeder Bund nimmt den vorherigen in sich auf und legt ihn wieder in neuer Weise aus. Dies gilt auch für den Neuen Bund, der für Christen der endgültige Bund und damit die definitive Interpretation dessen ist, was von den Propheten des Alten Bundes verheißen worden ist, oder, wie Paulus sich ausdrückt, das 'Ja' und das 'Amen' zu 'allem, was Gott verheißen hat' (2 Kor 1,20)« (Art 32). So gibt es also eine Kontinuität in den verschiedenen Bundesschlüssen, sie heben sich nicht gegenseitig auf (vgl. Num 23,19; Röm 9,4; 11,1f.; 2 Tim 2,13), vielmehr gründet der Neue Bund im Alten, er setzt ihn voraus und gibt ihm seine wahre Bedeutung. Gibt es doch nur eine einzige Bundesgeschichte Gottes mit der Menschheit. Das Heil kommt also in der Tat von den Juden (vgl. Joh 4,22), und die Kirche empfängt ihre Nahrung und Kraft aus der Wurzel Israels (vgl. Röm 11,16-21). Wohl macht es die »qualitative Bestimmung der Kirche des Neuen Bundes aus, daß sie eine Kirche aus Juden und Heiden ist« (Art. 43).

Dies läßt die Beziehung zwischen Christus und der Tora nochmals eigens bedenken. Papst Franziskus führt in seiner Rede an die Mitglieder des »International Council of Christians and Jews« am

30. Juni 2015 aus: »Die Christen glauben, daß Jesus Christus das Wort Gottes ist, das Fleisch geworden ist in der Welt; für die Juden ist das Wort Gottes vor allem in der Tora gegenwärtig. Beide Glaubenstraditionen beziehen sich auf den einen Gott, den Gott des Bundes, der sich der Menschheit durch Sein Wort offenbart hat. Auf der Suche nach dem richtigen Verhalten gegenüber Gott wenden sich die Christen Christus zu, der für sie die Quelle des neuen Lebens ist, und die Juden wenden sich der Lehre der Tora zu.« Es gibt also »keine zwei Wege nach dem Motto 'Juden halten die Tora, Christen halten sich an Christus.' Christlicher Glaube verkündet, daß Christi Heilswerk universal ist und sich auf alle Menschen bezieht. Gottes Wort ist eine einzige und ungeteilte Wirklichkeit, die sich im jeweiligen Kontext konkretisiert« (Art. 25). Christus ist die »lebendige Tora Gottes«: »Tora und Christus sind Wort Gottes, seine Offenbarung für uns Menschen als Zeugnis seiner grenzenlosen Liebe« (Art. 26). In diesem Sinn stellt das Matthäusevangelium Christus als den neuen Mose« und den authentischen Interpreten der Tora vor (Mt 5,17-19).<sup>20</sup>

### 3. Ergebnis

Im Credo bekennen wir, daß das eingeborene Wort Gottes »Fleisch« angenommen und »Mensch« wurde, und zwar als »Jude«. Paulus bezeichnet Jesus als »Bruder und Volksgenossen« (Röm 9,3); sich selbst aber versteht der Völkerapostel als »Diener der Beschneidung um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, damit er die Verheißungen der Väter bekräftige« (Röm 15,8). Mit dem Kommen Christi ist die Erwählung Israels nicht erloschen, der ungekündigte Bund hält an (Röm 11,26f.); Israel ist nicht verworfen, gelten ihm doch weiterhin die Bundesschlüsse, die Tora und die Verheißungen.

Von ihren Anfängen an sieht sich die Kirche auf Israel hingebunden und mit ihm zusammen auf dem Weg bis zum Ende der Geschichte: »Die ersten Christen hätten Jesus nicht als Gottes Messias verkündigen können, wenn sie in ihm nur den Messias für die Völker gesehen hätten. Denn in ihren Augen war es kein anderer als der Heilige Israels, der den Gekreuzigten und Begrabenen von den Toten auferweckt und damit seine Sendung bestätigt hatte. Jesus könnte nicht der Messias des Gottes Israels sein, wenn er zwar 'Messias aus Israel für die Völker', nicht aber zugleich der verheißene Messias für Israel ist. Der auferweckte Gekreuzigte ist deshalb für sie nicht nur der Messias aus Israel für die Völker, sondern er ist der verheißene Messias Israels (Apg 3,20).«<sup>21</sup> So wurzelt die Kirche als Repräsentantin des in Christus angebrochenen Reiches Gottes im irdischen Jerusalem, reicht selber aber bis in die himmlische Stadt.

Da die Juden, obwohl sie das von Gott erwählte Volk sind, der Botschaft des Herrn nicht geglaubt haben, gibt es eine Kirche aus Heiden, insofern das Evangelium - unter dem Wirken des Heiligen

---

<sup>20</sup> Wie der hebräische Terminus »dabar« zugleich »Wort« und »Ereignis« heißt, könnte man sagen, »daß das Wort der Tora offen sein könnte für das Christusereignis« (Art. 26).

<sup>21</sup> H. Hoping, Einführung in die Christologie. Darmstadt 2004, 160.

Geistes - ganz in die Existenzform der Heiden eingegangen ist. Die Juden glaubten, auf natürliche Weise für immer das erwählte Volk zu sein, verharrten darüber jedoch in einer innerweltlichen, nämlich »fleischlichen« Verständnisweise der Erwählung ihres Volkes. Wohl ist der eingeborene Gottessohn in die Fleischlichkeit eingegangen und wurde selber ein Jude, doch seine Verheißungen reichen über den Glauben der Juden hinaus. Seither zählt keiner mehr aufgrund seiner leiblichen Abstammung zum wahren Israel, sondern nur, wer an Christus als den verheißenen Messias glaubt. Dennoch gehören Synagoge und Ekklesia bis zum Jüngsten Tag aufs engste zusammen. Die Kirche kann darum von Gott nicht die Tilgung der Juden erbitten, ist doch ihre eigene Vollendung an die Bekehrung Israels gebunden (Röm 11,15), und keiner wird von den Toten auferstehen, bis Israel sich bekehrt hat.<sup>22</sup> Das messianische Gottesvolk aus Juden und Christen steht also bis zur letzten Vollendung aus.

Das Christentum bildet gegenüber dem Judentum keine neue Religion; selbst wenn beide zwei eigenständige Wege gehen, gibt es doch nur eine einzige Heilsordnung: Differenz meint hier nicht Gegensatz, erst recht nicht im Sinn einer Substitution; ebenso ist eine »undifferenzierte Rede von der jüdisch-christlichen Religion und ihrer Überlieferung theologisch problematisch«<sup>23</sup>.

Ohne die »Wurzel«, die Israel heißt, kann die Kirche nicht existieren. Dies gilt vor allem aufgrund dessen, daß der eingeborene Menschensohn ein Jude war: »Viele Christen wissen, daß Jesus Jude war, aber sie sind irgendwie der Meinung, daß sein Judentum in seinem Leben keinerlei Rolle gespielt habe, da er ja 'Christ' gewesen sei!«<sup>24</sup> Israel trägt die Kirche, nicht umgekehrt, so daß Erich Zenger schreibt: »Das Verhältnis der Kirche zum jüdischen Volk [...] betrifft das Selbstverständnis der Kirche selbst [...] Die Begegnung von Kirche und jüdischem Volk ist nicht ein Randphänomen, sondern ein zentraler Vollzug kirchlichen Lebens.«<sup>25</sup>

In der schon zitierten Stelle von Röm 11,16-18 ist markant von der Wurzel die Rede. Aus der Wurzel fließen dem Baum die Säfte zu, die ihm seine Fruchtbarkeit geben: So ist die (Heiden-) Kirche, wie wir betonten: »gegen die Natur«, in den edlen Ölbaum von Gott »eingepfropft« worden und durch Gottes Gnade »Mitteilhaberin an der Wurzel« und an der Fruchtbarkeit des Ölbaums. Gott pflanzte neben Israel keinen zweiten »Edelölbaum«, vielmehr gibt es nur einen einzigen, in den die Kirche eingepfropft ist. Es gibt keinen »neuen« Bund, vielmehr pflanzen sich im Neuen Bund die Prinzipien der bisherigen Bundesschlüsse fort, die Gott in den verschiedenen Stadien der biblischen Geschichte mit Israel geschlossen hat. Durch die Abspaltung des Christentums vom Judentum schien es zwar, daß es nun nicht nur zu verschiedenen Konfessionen, sondern vielleicht auch zu verschiedenen Religionen gekommen sei; doch ist und bleibt Israel das A und O der ganzen Heilsgeschichte, auch im christlichen Glauben.

---

<sup>22</sup> Dies wurde differenziert dargestellt von Erik Peterson; vgl. Th. Ervens, Keine Theologie ohne Kirche. Eine kritische Auseinandersetzung mit Erik Peterson und Heinrich Schlier, Innsbruck 2002, bes. 62-84.

<sup>23</sup> H. Hoping, Einführung in die Christologie, 154; vgl. J. Wohlmuth, Die Tora spricht die Sprache der Menschen. Theologische Aufsätze und Meditationen zur Beziehung von Judentum und Christentum, Paderborn-München-Wien-Zürich 2002, 63.

<sup>24</sup> St.E. Rosenberg, Judaïsme. Ottawa 1967, 12.

<sup>25</sup> E. Zenger, Ökumene aus Juden und Christen, in: StdZ 199 (1981) 252.

Würde die Kirche die Herkunft Jesu aus Israel vergessen, würde sie ihn seines Fleisches und Blutes berauben. Jesus vom Judentum zu trennen, müßte als eine Art Dokerismus bewertet werden; denn wer das Evangelium von den Juden trennt, reduziert die »Torheit des Kreuzes« auf eine »Weisheitsrede«. Die Christen können sich zu Jesus nur so bekennen, wie er sich ihnen darbietet, nämlich als Jude; und als solcher richtet er seine Botschaft nicht nur an Christen, sondern ebenso an die Juden, an die »verlorenen Schafe des Hauses Israel« (Mt 15,24). Da der Erlöser aller ein Jude ist, der bis in die Stunde seines Todes die Worte die jüdische Tora erfüllt und die Psalmen betet, kann es keine grundsätzliche Gegenüberstellung von Christus und Tora geben; vielmehr ist er die Brücke zu Israel und von Israel zu den Völkern: Die Kirche jedoch, die »aus Juden und Heiden« besteht, hat gegenüber Nichtjuden Zeugnis abzulegen vom jüdischen Verständnis Jesu und seiner Heilstat. So muß man die Frage, warum Gott Mensch wurde, dahin konkretisieren, warum er ein Jude geworden ist.

Die Antwort hierauf finden wir, nachdem es kaum noch Judenchristen gibt, im jüdischen Volk als ganzem, das aufgrund seiner ihm eigenen Berufung heute noch von seinem Glauben an den lebendigen Gott Zeugnis ablegt. So ist die Kirche nicht bloß in historischer Rückerinnerung an Israel gebunden, sondern dadurch, daß es heute noch ein »jüdisches Volk« gibt, das aus dem Wort Gottes lebt und so die stets gegenwärtige Spur der Offenbarung ist zum je neuen Gedächtnis (zikkaron), wie auch schon Paulus seine Annahme des Evangeliums nicht zur Ablehnung des Judentums oder zur Propagierung einer neuen Religion führte, die in Gegensatz zu den Juden steht, sondern zur Erkenntnis des wahren Judentums, das heute noch existiert. Der Dialog zwischen dem Gottesvolk des von Gott nie gekündigten Alten Bundes und dem des Neuen Bundes ist, wie Johannes Paul II ausführt, »ein Dialog innerhalb unserer Kirche, gleichsam zwischen dem ersten und zweiten Teil ihrer Bibel«<sup>26</sup>. Alles Jüdische, das im Christentum lebt, gründet in Jesus Christus, und durch ihn ist auch die Welt insgesamt an den jüdischen Werten reicher geworden.

Die innere Zuordnung des Christentums auf Israel erklärt sich aus dem Dogma von Chalzedon. Die Aussage des Konzils, daß Christus unvermischt und ungetrennt wahrer Gott und wahrer Mensch ist, beinhaltet eine Wahrung der Transzendenz Gottes und ist als solche gerade mit Blick auf den jüdischen Monotheismus zu betonen<sup>27</sup>; ebenso gilt, daß er der Sohn Gottes ist, der um unseres Heiles willen herniederstieg und Jude unter Juden wurde.

---

<sup>26</sup> Papst Johannes Paul II. bei seinem Deutschlandbesuch am 7. November 1980 in Mainz (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles 25A: Papst Johannes Paul II. in Deutschland 15.-19.11.1980, Bonn 1980, 104).

<sup>27</sup> Weiter ausgeführt von G.-M. Hoff, Chalkedon im Paradigma negativer Theologie. Zur aporetischen Wahrnehmung der chalkedonischen Christologie, in: ThPh 70 (1995) 355-372.